

№ 41. 1888.

Der Chevalier de Ferrer.

Kriminal-Novelle
von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Welch' tiefsinnige Reflexionen über einen — Ball!" sagte Gräfin Ida mit leichtem Spott.

„Auch ein Ball kann von Bedeutung werden für das Leben eines Menschen oder — zweier," erwiederte van Son ernst.

„Das mag richtig sein, aber ich bedaure den oder die, für welche es zutrifft." Er sah sie überrascht an, den Sinn dieser Bemerkung vermochte er nicht gleich zu fassen.

„Darf ich wohl nach dem Grunde dieses Bedauerns fragen?"

„Weil in diesem Falle oft nur dem S c h e i n Bedeutung beigelegt wird, und dann kommen Mißverständnisse, Enttäuschung und Reue. Auf einem Balle soll man nichts Anderes suchen als gute Tänzer."

„Ah?" Er empfand die Bemerkung als eine Abfertigung. „Sie sahen in mir also auch nur den guten Tänzer."

„Auf dem Balle — ja!" erwiederte sie rasch und richtete sich dabei ein wenig auf. „Ich mag nichts Halbes, Unfertiges leiden, auch in Kleinigkeiten nicht."

„Dann habe ich allerdings Ursache, sehr bescheiden zu sein, wenn ich vor Ihren Augen nur in einer Kleinigkeit als etwas Fertiges und Ganzes gelte."

„Es liegt ja nur an Ihnen, daß Sie mehr sind, als nur ein guter Tänzer. Dem ganzen Mann steht der Weg zu jedem Glücke offen und er hat das Recht, kühn zu sein."

„Und wenn seine Kühnheit so weit ginge, nach dieser Hand zu fassen —" er legte seine Hand auf die ihre, welche sie auf der Lehne des Sopha's ruhen ließ.

Sie zog dieselbe ruhig und ohne Hast zurück. „Sie vergessen, Herr van Son, daß ich bei meiner Bemerkung nicht von mir sprach."

Das ernüchterte ihn wie ein kaltes Sturzbad. „Sie gestanden mir das Recht zu, kühn zu sein," hob er wieder an.

„Noch nicht!" entgegnete sie mit scharfer Betonung. „Und auch nicht mir gegenüber." Und mit einem kaum merklichen Lächeln fügte sie hinzu: „Betrachten Sie mich denn als Ihre Feindin?"

„Feindin?" wiederholte er verblüfft.

„Der Sie eine Probe geben wollen, daß Sie die vornehmste Eigenschaft für Ihren Beruf besitzen."

Ein gezwungener Scherz, dachte van Son, mußte aber doch zugestehen, daß sie mit großer Gewandtheit dem Gespräch dadurch eine harmlosere Wendung gegeben hatte, die ihm den Rückzug erleichterte. Er ging denn auch auf den scherzhaften Ton ein.

„Der Dichter hat uns Soldaten ja schon treffend geschildert; im Kriege: Burgen mit ragenden Zinnen; im Frieden: Mädchen mit stolzen Sinnen — das sind unsere Feinde, die wir bezwingen wollen."

„Ich habe schon gehört, daß Sie viele Siege erfochten haben — i m F r i e d e n." Der Hieb traf, diese Anspielung konnte nicht mißverstanden werden.

„Sie meinen," erwiederte er bitter, „daß es für mich Zeit wäre, einzuhalten. Nun, vielleicht haben Sie Recht. daß es besser sei, künftighin auf Siege zu verzichten, deren man sich nicht freuen kann, weil man sie mit dem Herzblute erkaufen muß."

Ob sie wohl den Sinn dieser Worte faßte? Es schien so, denn sie sah ihn mit einem schreckhaften Ausdruck an und aus ihren Lip-



Der erste Versuch. Nach einem Gemälde von Th. v. d. Beck. (S. 323)

pen wich das Blut. Van Son erhob sich und nahm Abschied; die Beiden besaßen genug Selbstbeherrschung, um die höflichen Formen auch in einem Augenblicke genau zu beobachten, in welchem ihr inneres Wesen in vollem Aufruhr sich befand.

Die Portière war nach der letzten Verbeugung hinter van Son zugefallen; Gräfin Ida stand regungslos in der Mitte des Salons, dann hob sie mit einer leidenschaftlichen Geberde die Hände empor und preßte sie auf die Stirne. „Nur das nicht, nur das nicht!" murmelte sie. „Warum kann mein Mund nicht offenbaren, was das Herz sagen will? Warum bin ich nicht wie Andere, die durch Demuth herrschen und durch Ergebung siegen können? Warum?" Und Niemand war da, der ihr Antwort hätte geben können auf diese verzweiflungsvolle Klage.

3.

Van Son fand den Wagen vor dem Hause. Er winkte dem Kutscher zu, heimzufahren, er fühlte das Bedürfniß, die kalte Luft auf sich wirken zu lassen, damit sich das erhitzte Blut kühle. Es war ihm ganz sonderbar zu Muthe, erst allmählig gelang es ihm, seine Fassung wieder zu gewinnen.

Was wollte nur dieses räthselhafte Weib? Liebte sie ihn oder hatte sie nur die Absicht, ihn zu einer Unbesonnenheit zu verleiten, um ihn verspotten zu können? Das war die Frage, die ihn jetzt ganz beschäftigte. Van Son hatte über die Frauen seine eigenen Ansichten. Nicht, daß er unedel oder niedrig von ihnen dachte; im Gegentheil, er hegte hohe Achtung vor denselben, und er war überzeugt, daß wahres Glück dem Manne nur eine Frau bieten kann. Nach seinem Sinne mußte aber bei dem Weibe Alles Herz sein, auch der Kopf; in dessen Schwäche sollte seine Stärke liegen. Die Roven war aber ganz anders, und darum empfand er eine instinktive Scheu vor ihr.

Im Club war ein Theil der Freunde bereits versammelt. Van Son wurde bei seinem Eintreten lebhaft begrüßt; er gab sich Mühe, unbefangen zu erscheinen, aber es gelang ihm nicht recht. Er ging geradewegs auf Oskar zu, der in einer Ecke mit Harry Kelling plauderte.

„Nun?" fragte Rednitz mit einem forschenden Blicke auf das erregte Gesicht des Freundes.

„Davon später," erwiederte van Son kurz und wandte sich dann an Harry. „Habe gestern keine Zeit gehabt, zu fragen, wie es bei Dir zu Hause geht! Dir bekam der Urlaub prächtig. Ist wohl zu kurz gewesen? Nicht?"

„Na, gerade lang genug, um wieder Sehnsucht nach dem Kasernenleben zu empfinden. Papa läßt Dich grüßen; auch Klotilde hat mir Grüße für Dich mitgegeben."

Van Son sah vor sich hin, als stiege plötzlich eine Erinnerung in ihm auf.

Harry Kelling und van Son waren die innigsten Freunde, man sah sie stets beisammen und hörte sie stets — zanken. Wie zwei Verliebte, pflegte Rednitz zu sagen; und das traf so ziemlich zu. Sie fühlten sich doch zu sehr als Männer, um Zärtlichkeiten zu tauschen, und so bewiesen sie sich ihre Zuneigung durch Zanken. Einer hofmeisterte den Anderen, aber ein Dritter hätte sich nicht einmengen dürfen, da standen sie zusammen; und wenn der Freund nicht zugegen war, da schwur Jeder, daß der Andere der prächtigste Mensch von der Welt sei. Vor einem Jahre hatte van Son eine Einladung Harry's angenommen und einige Wochen Urlaub auf dem väterlichen Gute desselben zugebracht. Er dachte gerne an jene Tage zurück, die er in der Familie Kelling's zugebracht hatte, und eben jetzt beschäftigte ihn die Erinnerung daran lebhafter als je. Harry hatte sie geweckt durch die Erwähnung seiner Schwester. Unwillkürlich verglich van Son die beiden Frauengestalten mit einander: die stolze, fremdartig schöne Gräfin Roven, und die schlichte, liebliche Klotilde. Das war eine echte deutsche Jungfrau, mit maßvoller Anmuth im Gebahren, voll kindlicher Unbefangenheit und unbewußter Würde; keusch in ihrem tiefsten Wesen und reinen Gemüthes. Er wunderte sich jetzt selber, daß er bisher so selten an Klotilde gedacht habe; er hatte damals mit ihr wie mit einer Schwester verkehrt, und sie waren als gute Kameraden von einander geschieden, mit festem Händedruck und freundlichem Lächeln. Das Alles kam ihm jetzt in den Sinn, und er vergaß ganz seine Umgebung.

Aus seinen Träumereien weckte ihn ein Zuruf. „Lieber Freund, Du bist verliebt," citirte der blonde Brandenstein.

Alle lachten, und nun geschah mit van Son etwas Unerhörtes, er wurde verlegen und roth.

„Daß ich nicht wüßte," gab er zur Antwort und stocherte mit der Gabel auf seinem Teller herum. „Möchte wissen in wen!"

„Nun, in die schöne Roven! Man sah es doch gestern deutlich, wie es mit Euch Beiden steht."

„Nichts saht Ihr!" van Son stieß sein Glas heftig auf den Tisch. „Was Ihr doch Alles zusammenschwatzt! Mir fällt es wahrhaftig nicht ein, zu werben um diese — diese — Zigeunerin." In seinem Unmuthe war ihm das herbe Wort entfahren.

„O! — Ah! — Bravo!" so riefen die Männer lachend durcheinander. Der Wein hatte die Köpfe schon ein wenig erhitzt, und das Wort fand Beifall.

„Er hat Recht," meinte Einer, „sie gleicht wahrhaftig einer Gitana."

„Rednitz muß es wissen," rief ein Anderer, „der hat ja in jenen schönen Gegenden gelebt, wo die braunen Prinzessinnen hausen. Sieht die Roven wirklich einer Zigeunerin gleich?"

Oskar schüttelte mißbilligend den Kopf. „Man spricht nicht in diesem Tone von einer Dame —"

„Von einer Kokette, willst Du sagen," bemerkte Brandenstein. Man lärmte, lachte und sprach durcheinander; beißende Bemerkungen fielen, denn die Meisten hatten mehr oder minder eifrig um die Gunst der Gräfin Ida geworben und dabei sich — Körbe geholt. Und abgewiesene Freier haben schlimme Zungen.

Harry hatte inzwischen auf der Rückseite der Menukarte etwas gekritzelt und reichte nun das Blatt über den Tisch Brandenstein hinüber. „Ruhe!" rief dieser mit seiner kräftigen Stimme: „Kelling hat wieder einmal seinen Pegasus geritten — hört!" Und er las folgende Verse vor:

„Ihr fragt, warum ich mürrisch bin?
Ich will's Euch nicht verhehlen,
Es wollte eine Zigeunerin
Mir jüngst mein Herze stehlen.
Nehmt Freunde Euch gar wohl in Acht,
Vor dem schwarzbraunen Kinde
Ich weiß, sie lauert Tag und Nacht,
Ob ein Herz zum Rauben sie finde."

Oskar Rednitz sah den Freund unwillig an, während die Anderen lachten und Beifall klatschten. „Das hättest Du nicht thun sollen," sagte er ernst.

„Es ist ja nur ein Scherz," entschuldigte sich Harry, „und er bleibt unter uns!"

„Ich hoffe," erwiederte nachdrücklich Oskar. Das Blatt ging von Hand zu Hand, bis es zu Hauptmann Gehring kam, der es zusammenfaltete und einsteckte, nachdem er es aufmerksam gelesen hatte. Die Anderen achteten nicht darauf, erst später fragte Harry nach dem Blatte, um es zu vernichten. Gehring hatte aber inzwischen schon den Club verlassen und Niemand wußte, wo das Blatt geblieben war.

Dann trennte man sich, es war ohnehin ziemlich spät geworden, und einige der Offiziere hatten Dienst.

Oskar begleitete van Son in die Kaserne. „War es Dir Ernst damit, was Du bei Tische sagtest," fragte er, als sie auf der Straße allein waren.

„Gewiß; die Roven ist für mich abgethan! Ich bin froh, daß es so gekommen ist."

„Als Du kamst, schienst Du aber noch keinen Entschluß gefaßt zu haben."

„Was Du doch für ein Menschenkenner bist! Wahrhaftig, es war so. Ich wollte noch zuwarten, um Klarheit zu gewinnen, denn offen gestanden, ich weiß noch immer nicht, was ich von Gräfin Ida denken soll. Der Spott der Kameraden — und vielleicht noch etwas Anderes," setzte er leiser hinzu, „zwang mir die Erklärung ab, daß ich von ihr nichts wissen wolle, und damit bin ich halb und halb gebunden. Ich würde mich lächerlich machen, wenn ich jetzt mich noch um die Roven bemühen wollte."

„Es war etwas voreilig und die Form, in der es geschah, gefällt mir nicht."

„Was liegt daran! Ich glaube nicht, daß sie es erfährt, und wenn auch — sie wird vielleicht durch Spott an mir Rache nehmen; nun, das läßt sich ertragen."

4.

Wenige Tage später erlebte van Son eine Ueberraschung, die beinahe einem Abenteuer ähnlich sah. Er war gegen sechs Uhr Abends aus dem Dienste nach Hause gekommen, um sich umzukleiden und dann das Theater zu besuchen. Im Vorzimmer fand er seinen Burschen mit einem Mädchen plaudernd, das unverkennbar eine Zofe war, und der Bursche meldete ihm, daß das Fräulein den Herrn Lieutenant zu sprechen wünsche.

Van Son biß sich auf die Lippen und wandte sich, etwas weniger freundlich, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre, an die Zofe mit der Frage, was ihr Begehr sei. Die Antwort, welche der Lieutenant erhielt, klang ganz romanhaft. Ihre Herrin, erklärte die Zofe, hätte sie beauftragt, den Herrn Lieutenant zu erwarten und ihn „um jeden Preis" noch diesen Abend zu ihr zu bringen, da die Dame etwas höchst Dringendes zu besprechen habe. Wer diese Dame sei? fragte van Son. Das werde er erfahren, wenn er mitgehe, erhielt er zur Erwiederung.

„Wenn ich aber nicht mitgehe?"

„Die Dame rechnet darauf, daß der Herr Lieutenant als Kavalier dem Rufe folgen werde."

„Zum Teufel! Das ist ja wie in der Oper!"

Die Zofe lächelte ihn an und nickte.

„Nun meinethalben, ich bitte ein wenig sich zu gedulden; ich muß mich nur umkleiden." Und zu dem Diener sich wendend, fuhr er fort: „Besorge einen Wagen. Es könnte dem Fräulein unangenehm sein, wenn es mit mir durch die Straßen gehen müßte."

Nun, dem „Fräulein" wäre dies vielleicht gar nicht unangenehm gewesen; aber van Son hatte begreiflicherweise keine Lust, sich öffentlich mit einer Zofe sehen zu lassen und möglicherweise dem Gespötte der Kameraden zu verfallen. Er sagte sich ohnehin, daß er eigentlich klüger thäte, sich in die Geschichte nicht einzulassen, aber van Son war — neugierig und phantasievoll, und just das Abenteuerliche reizte ihn. Das konnte er freilich nicht wissen, daß die ganze Geheimnißthuerei die eigene Erfindung der Zofe war, welche derlei in Romanen gelesen hatte und nun auf eigene Faust auch einen Roman spielen wollte.

Nach einigen Minuten war van Son bereit und ging nun mit der Zofe hinab zu dem Wagen. Das Fräulein flüsterte dem Kutscher die Adresse zu — van Son mußte dabei unwillkürlich lächeln, da er sich selbst komisch er-

schien — und nach kurzer Fahrt hielt der Wagen vor dem ihm wohlbekannten Hause der Gräfin Herbart.

„Ah, so steht die Sache!" murmelte er vor sich hin und etwas mißmuthig stieg er die Treppe hinan. Er fand es taktlos, daß Gräfin Ida ihn auf solche Weise, durch eine List zu sich lockte; und in diesem Augenblicke empfand er beinahe etwas wie Verachtung für sie.

Van Son betrat den kleinen Salon; Gräfin Ida kam ihm einige Schritte entgegen und begrüßte ihn mit einer gewissen Lebhaftigkeit. „Ich danke Ihnen, daß Sie kommen. Mein Vertrauen wurde nicht getäuscht."

„Vertrauen?" erwiederte van Son. „Die Art und Weise, wie Sie mich hierher beriefen, zeugt wohl eher von Mißtrauen."

Verwundert sah ihn die Gräfin an. „Wie meinen Sie das?"

„Nun, es wäre wohl nicht nöthig gewesen, so geheimnißvoll zu thun. Ihre Zofe theilte mir mit, eine Dame wünsche mich zu sprechen, deren Namen sie nicht nennen dürfe; ich müsse mich ihrer Führung überlassen. Es wunderte mich fast, daß mir nicht die Augen verbunden wurden."

„Das geschah nicht in meinem Auftrage, und ich werde das Mädchen über diese Komödie zur Rede stellen. Indessen," setzte sie nach kurzer Pause lächelnd hinzu, „dürfte die Zofe klüger gewesen sein als ich; denn nach Ihrer Miene zu urtheilen, erscheint es fraglich, ob Sie gekommen wären, wenn man Ihnen den Namen der Dame genannt hätte Nun, Sie werden sofort meinen Wunsch, Sie zu sprechen, begreifen, Herr van Son," fuhr sie mit einer gewissen Schärfe im Tone fort. „Ich möchte um Aufklärungen bitten." Sie nahm ein zusammengefaltetes Papier, das auf einer Konsole lag, und reichte es ihm hin. „Kennen Sie das?"

Ja wohl erkannte er es auf den ersten Blick. Es war das Spottgedicht, welches Harry auf die Gräfin gemacht hatte Bestürzt sah er auf das Blatt und dann Gräfin Ida an. „Wie kam dies in Ihre Hände? Das ist eine Infamie!"

„Was ist eine Infamie? Das Gedicht, oder daß es in meinen Besitz kam? Man hat es mir anonym zugesendet."

„Natürlich! Jede Schurkerei läßt sich unter dem Deckmantel der Anonymität begehen."

„Lassen wir jetzt diese Frage, wer mir diesen liebenswürdigen Freundschaftsdienst erwies. Daß diese Verse auf mich gemünzt seien, das bestätigt mir Ihre Bestürzung. Anfänglich wollte ich nicht recht daran glauben, daß der Spott mir gelte, ich hielt es nicht für möglich, daß Kavaliere sich soweit vergessen könnten — auch in der Weinlaune — eine Dame zu verhöhnen. Nun ersehe ich, daß es doch möglich ist."

„Sie fassen den Scherz zu tragisch auf," erwiederte er. „Ich gebe zu, daß er unartig war; indessen von einer Verhöhnung kann doch nicht die Rede sein."

Mit einer ungeduldigen Bewegung unterbrach sie ihn. „Vergessen Sie nicht, Herr Lieutenant, die Umstände, unter welchen dieser Scherz gemacht wurde, und wie die Herren die Verlesung dieser Spottverse aufnahmen."

„Sie wissen —"

„Ja, ich weiß Alles."

„Das ist wahrhaft infam!" rief van Son aus.

„Ihr Urtheil klingt sehr scharf über den — Verrath; ich möchte nun auch hören, wie Sie über die Dame selbst denken."

„Es wird mir wahrhaft schwer, gnädige Comtesse — ich habe bereits angedeutet — ein unüberlegter Scherz —" Er wußte wirklich nicht recht, was er sagen sollte.

„Wird es Ihnen darum schwer, ein Urtheil abzugeben, weil Sie damit — sich selbst verurtheilen müßten?"

„Wie, Sie halten — mich für den Verfasser?" rief van Son aus. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Mann und Offizier, daß ich diese Verse nicht geschrieben habe."

„Das genügt mir: und ich bin herzlich froh, daß Sie — nicht der Verfasser sind. Es hätte mir — sehr wehe gethan."

Sie sprach dies mit sichtlicher Bewegung, so daß van Son überrascht aufsah. „Weshalb gerade von mir?" fragte er.

„Kennen Sie das Wort des Dichters: Von theurer Hand geh'n Pfeile tief zu Herzen!"

Er mußte vor ihrem Blick die Augen niederschlagen und schwieg. Sie mochte wohl etwas Anderes erwarten als dieses Schweigen, denn verstanden mußte er die Andeutung haben. Mit einer unmuthigen Geberde richtete sie sich auf. „Sie kennen den Verfasser, Herr van Son?" fragte sie und ihre Stimme nahm wieder den scharfen kalten Ton an. „Wer ist es?"

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich Kameraden nicht zu verrathen pflege."

„Nun gut, ich will nicht wissen, wer dies geschrieben hat; aber ich darf wohl fordern, daß mir Genugthuung gegeben werde."

„In welcher Weise?"

„Sie fragen noch? Ich glaube, ein Kavalier — ein Offizier wird wissen, was seine Pflicht ist, wenn die Ehre einer Dame in solcher Weise verletzt wurde."

„Sie wünschen also, ich soll den Verfasser zur Rechenschaft ziehen," fragte er in kühlem Tone. „Ich kann dies nicht thun, es ist mein bester Freund!"

Sie war fast unheimlich anzusehen in ihrer tiefen Erregung, ihr Busen hob und senkte sich, ihre Augen funkelten. „Ihr bester Freund! — Und ich! Ich bin Ihnen nichts!" schrie sie auf.

Er versuchte sie zu beruhigen. „Gnädigste Comtesse, die Sache ist doch nicht werth —"

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Sie können so sprechen, Sie? Den Schimpf kann, darf ich nicht auf mir ruhen lassen. Ich will — Genugthuung, will Rache haben. Ich muß! Hören Sie, ich muß sie haben."

Van Son zuckte mit den Schultern und erhob sich.

Sie faßte ihn bei der Hand. „Sie wollen mich nicht schützen? Nicht meine Ehre retten? Nun" — sie hielt inne und athmete tief auf — „so werden Sie doch eintreten für die Ehre Ihrer — Braut!"

„Ich — ich verstehe Sie nicht!" brachte er mühsam hervor.

„Sie — verstehen — nicht —" kam es fast tonlos von ihren Lippen. „Soll ich auf den Knieen Ihnen bekennen, daß ich Sie liebe. Ja, ich liebe Sie!" schrie sie mit wilder Leidenschaftlichkeit, so daß van Son erschreckt zurücktrat.

„Es hat eine Zeit gegeben," erwiederte er so ruhig, als es ihm nur möglich war, „in der mich dieses Geständniß glücklich gemacht hätte, jetzt ist es zu spät."

„Zu spät!" Sie schloß einen Moment lang die Augen und wankte, aber sie brach unter diesem Schlage nicht zusammen. „Gehen Sie," sagte sie herbe, „und freuen Sie sich des Triumphes, ein Weib gedemüthigt zu haben, tief, so tief, wie —" Sie schwieg erschöpft.

Van Son wollte noch einige Worte sprechen, mit einer stolzen Geberde gebot sie ihm Schweigen. Er verbeugte sich und verließ den Salon.

Gräfin Ida aber murmelte vor sich hin, als die Portière hinter van Son zugefallen war: „Nun gnade Euch Allen Gott; ich werde —" Sie vollendete nicht, sondern preßte die Hand auf ihr Herz und aufstöhnend sank sie in einen Fauteuil.

Van Son hielt es für gerathen, mit Oskar und Harry noch am selben Abend von dem Vorfalle zu sprechen. Daß die Gräfin ihm ihre Liebe gestanden habe, verschwieg er; wohl aber theilte er den Freunden mit, daß sie ihn aufgefordert habe, den Verfasser der Verse zur Rechenschaft zu ziehen. Harry lachte darüber und erklärte, er sei just bereit, Rede zu stehen, wenn sich ein Ritter für die Dame fände. Oskar nahm die Sache ernster und meinte, es könnten daraus noch Unannehmlichkeiten entstehen, jedenfalls möge Harry auf der Hut sein. Am meisten beschäftigte die Freunde die Frage, wer wohl das Gedicht der Gräfin zugesendet haben könne. Man rieth hin und her, aber da Keiner sich erinnern konnte, wer zuletzt das Blatt in Händen gehabt habe, so ließ sich keine bestimmte Vermuthung aussprechen. Und der Sache nachzuforschen hielt Oskar nicht für gerathen, da es vielleicht noch ärgere Mißhelligkeiten zur Folge haben könnte. Auf den Hauptmann Gehring fiel kein Verdacht, da Niemand es bemerkt hatte, als er das Blatt zu sich steckte, und auch Niemand ahnte, daß auch er zu den stillen Bewerbern um die Hand der Gräfin Roven zu zählen war. (Fortsetzung folgt.)

Der erste Versuch.

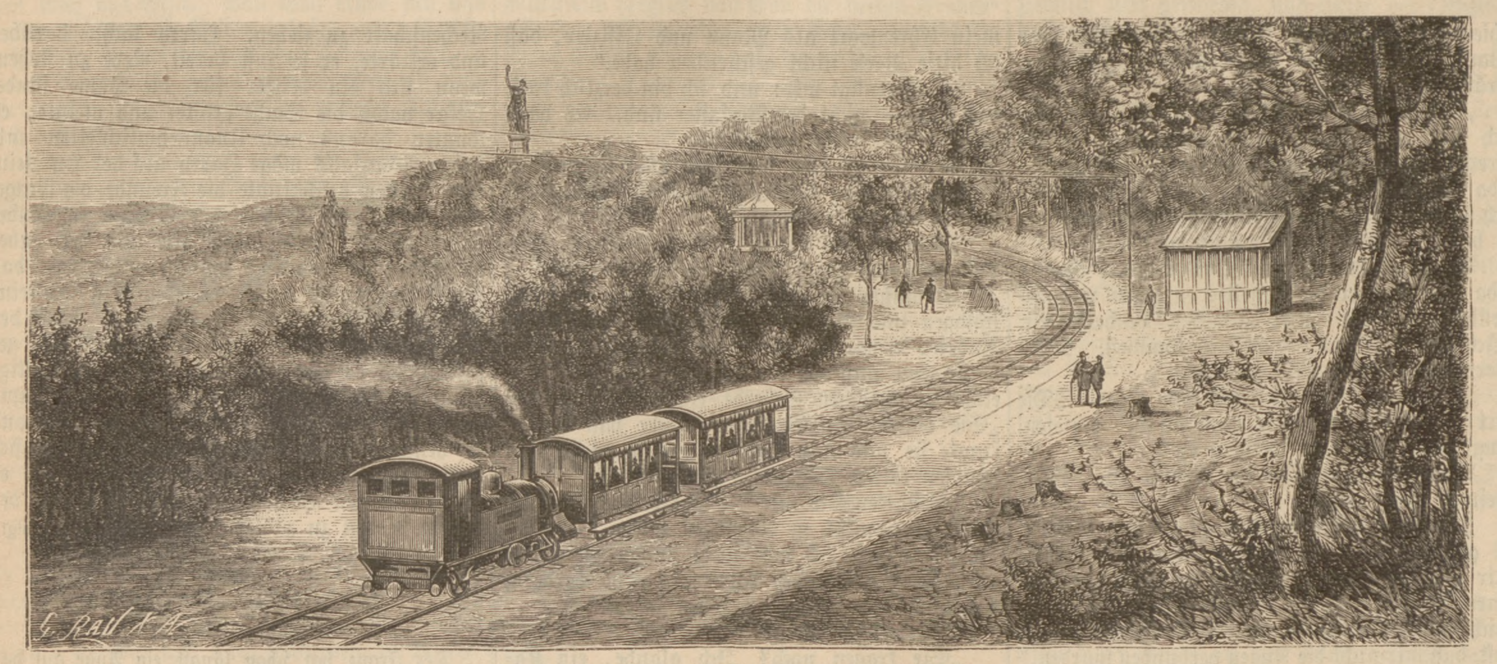
(Mit Bild auf Seite 321.)

Der Franz hat schon längst ein Auge auf das blonde Rösle geworfen, es aber bisher noch immer nicht gewagt, ihr seine Liebe zu gestehen. Da sieht er sie eines Abends, als er vom Feld zurückkommt, mit ihrer Freundin am Fenster. Er hat gerade einen kleinen Feldblumenstrauß in der Hand, den er draußen gepflückt, und plötzlich kommt ihm der kühne Gedanke, die Gunst des Augenblicks zu benützen und den „ersten Versuch" zu einer Annäherung zu wagen. Wie er dies ausführt, hat uns Th. v. d. Beck auf seinem Genrebilde, das unser Holzschnitt auf Seite 321 wiedergibt, in trefflicher Weise zur Anschauung gebracht. Das gutmüthig verlegene Lächeln des Burschen, mit welchem er der Geliebten den Blumenstrauß entgegenstreckt, die Zaghaftigkeit, Freude und Scham auf den Zügen seiner Auserkorenen und der schalkhafte Ausdruck in dem hübschen Gesichte ihrer Freundin — kurz, die ganze Auffassung und Behandlung verräth Beobachtungsgabe, feinen Humor und ein bedeutendes Charakterisirungstalent. Wohl scheint das Rösle noch einen Augenblick zu schwanken, ob sie den Strauß nehmen soll oder nicht, aber der Ausgang kann uns doch unmöglich zweifelhaft sein.

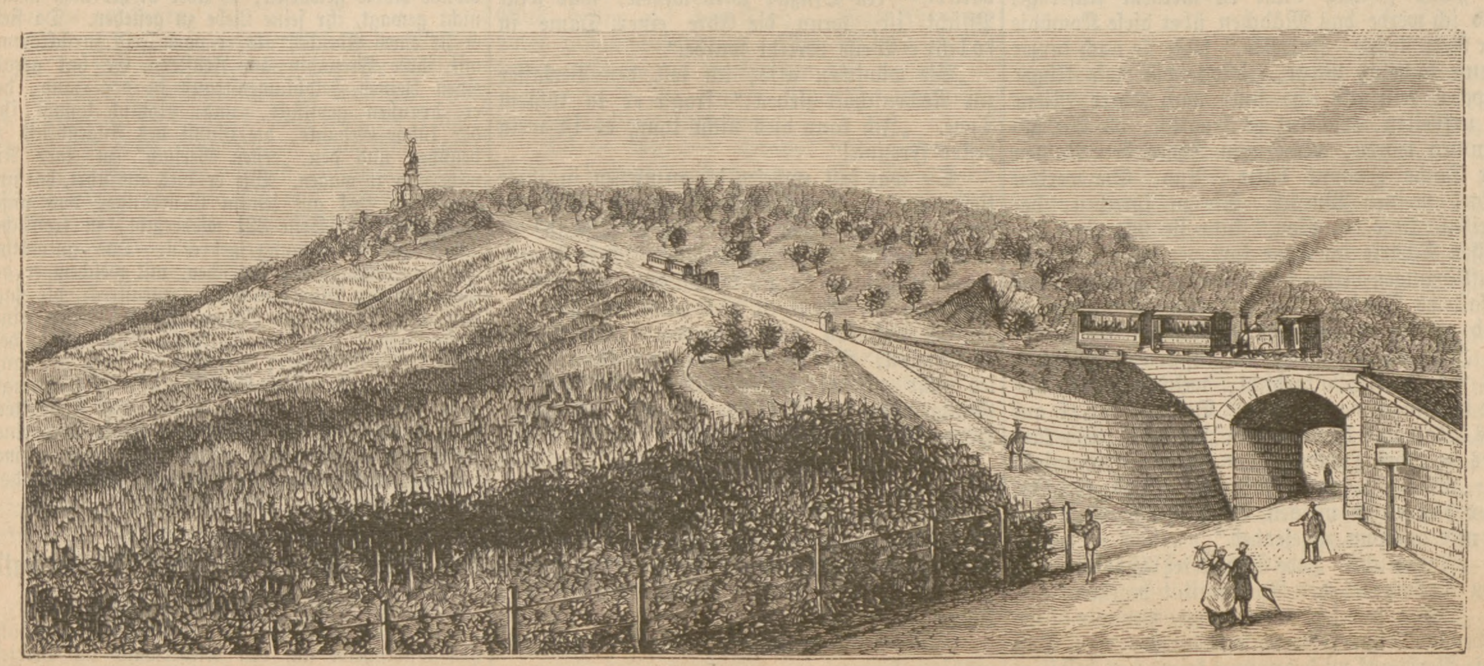
Die Zahnradbahn auf den Niederwald.

(Mit 3 Bildern auf Seite 324.)

Seit dem 30. Mai 1884 ist die Zahnradbahn von Rüdesheim auf den Niederwald im Betrieb, und unser unteres Bild auf Seite 324 gibt eine Gesammtansicht der Bahnstrecke von dem oberen Ende der freundlichen Rheinstadt bis zur Kuppe des Niederwaldes, auf der sich seit dem 28. September 1883 das von Schilling modellirte prächtige Nationaldenkmal erhebt. Die Bahn, deren Anlage etwa eine Million Mark gekostet hat, besitzt eine Gesammtlänge von 2300 Meter, während die Höhendifferenz zwischen der unteren und oberen Station 230 Meter, die Maximalsteigung 20 Prozent beträgt. Die Bahn hat eine Spurweite von 1 Meter, der sehr kräftige Oberbau ist ganz aus Eisen mit eisernen Querschwellen hergestellt. Inmitten der beiden Schienen für die Laufräder liegt die Zahnstange, in welche die Stahlzähne der Maschinenzahnräder eingreifen und dadurch den Zug in gleichmäßiger Bewegung vorwärts treiben. Die Maschinen befinden sich stets unterhalb der Wagen; die Fahrzeit beträgt sowohl zu Thal als zu Berg 14 Minuten. Man besteigt die Bahn in der Nähe des Landungsplatzes der Rheindampfer, durchfährt die Grabenstraße und gelangt dann zwischen den Weinbergen in einem großen Bogen bis an den Saum des Eichenwaldes welcher die Kuppe des Niederwaldes krönt. Unterwegs überschreitet die Bahn einen Viadukt (siehe das mittlere Bild), und etwas weiter oberhalb befindet sich eine Ausweichestelle für die emporfahrenden und die abwärts kommenden Bahnzüge. Bis zur Höhe (siehe das obere Bild) hat man das großartige Denkmal stets vor sich und genießt eine entzückende Aussicht auf den Rheingau. Seit dem Sommer 1885 fährt auch von der anderen Seite, von Aßmannshausen her, eine Zahnradbahn auf den Niederwald, die bis zum sogenannten Jagdschloß geht.



Das Ende der Bahn in der Nähe des Niederwald=Denkmals.



Die Strecke mit dem Viadukt.



Generalansicht der Zahnradbahn von Rüdesheim bis auf die Höhe des Niederwaldes.

Die Zahnradbahn auf den Niederwald. (S. 323)



Der Bleikeller in Bremen. (S. 326)

Der Bleikeller in Bremen.

(Mit Bild auf Seite 325.)

Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt Bremen gehört der sogenannte Bleikeller (siehe das Bild auf Seite 325) unter einem östlichen Anbau der Domkirche, welcher die merkwürdige Eigenschaft hat, in demselben aufbewahrte Leichen ohne vorhergängige Einbalsamirung Jahrhunderte hindurch in unverwestem Zustande zu erhalten. Man entdeckte die konservirende Eigenschaft des Bleikellers zufällig, als vor etwa 450 Jahren ein Arbeiter vom Domthurm stürzte, worauf die im Bleikeller, in dem man früher das zur Dachbedeckung nöthige Blei gegossen hatte, untergebrachte Leiche in Vergessenheit gerieth und erst nach langer Zeit in wohlerhaltenem Zustande wieder aufgefunden wurde. Diese mumienartige Leiche ruht jetzt in dem offenen Sarge inmitten des Ganges, und in den Zügen erkennt man noch die ausgestandene Todesangst. Von den offenen Särgen links umschließt der vorderste die etwa 150 Jahre alte Leiche eines englischen Majors, der folgende die eines vor ungefähr 170 Jahren im Duell erstochenen Studenten und der dritte den Körper einer vor 370 Jahren in Bremen verstorbenen Lady Manhope. Hinter dieser Sargreihe lehnt eine mumienartig eingetrocknete Leiche an der Wand. Die auf der rechten Seite längs der Wand gruppirten Figuren sind aus Holz geschnitzt und ohne Kunstwerth; man hat dieselben alten Chorstühlen oder Sakristeien entnommen und hier untergebracht. Der Bleikeller darf schon lange nicht mehr zur Beisetzung von Leichen benützt werden, daß aber seine merkwürdige Eigenschaft noch immer fortdauert, beweisen Hühner und andere Thiere, welche man in jüngster Zeit versuchsweise am Gewölbe aufgehängt und auf einem, vorn rechts stehenden Tische niedergelegt hat.

Der nordische Phidias.

Erzählung

von

J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1780, zur Zeit des Krieges zwischen England und Nordamerika, blühte der Handel des neutralen Dänemarks bedeutend empor und demgemäß auch die Schifffahrt.

Auf den Kopenhagener Werften herrschte eine emsige Thätigkeit; viele neue Fahrzeuge wurden gebaut. Schiffszimmerleute, Seiler, Segelmacher, Ankerschmiede hatten alle Hände voll zu thun. Und so auch der Holzschnitzer Gotskalk Thorwaldsen, ein biederer Isländer, denn damals war es Mode, die Schiffe mit allerlei Schnitzereien zu verzieren, besonders mit effektvollen, grellbunt angemalten Gallionfiguren.

Ein Dutzend Jahre vorher hatte sich Meister Thorwaldsen mit Karen Grönlund, der Tochter, eines jütländischen Kleinbauern, verheiratet. Dieser Ehe war im Jahre 1770 am 19. November ein Sohn entsprossen, der auf den Namen Bertel (Albert) getauft wurde, und dem es in der ärmlichen und beschränkten elterlichen Häuslichkeit nicht an der Wiege gesungen wurde, daß er dereinst dazu bestimmt sei, sich hohen Künstlerruhm und die Unsterblichkeit zu erwerben, als der genialste und gefeiertste Bildhauer seiner Zeit.

An einem schönen Sommertage war Gotskalk Thorwaldsen wie gewöhnlich auf der Werft bei der Arbeit. Er verfertigte als Schiffsgallion die Figur eines aufgerichteten Löwen, d. h. es sollte ein Löwe sein; aber Niemand wollte dies glauben. Die Schiffszimmerleute und anderen Werftarbeiter verspotteten unbarmherzig den isländischen Künstler.

„Wenn das ein afrikanischer Löwe ist, so will ich selber lebenslang ein Meerschwein sein," brummte ein alter Segelmacher. „Das sonderbare Ding sieht ja aus wie ein leibhaftiger Pudel, dem man hinten mit einer stumpfen Scheere das Fell kurz geschoren hat."

„Ja, freilich ist es ein Pudel und kein Löwe!" schrien die anderen Spötter. „Als Pudel betrachtet ist die Figur auch gar nicht so schlecht. Aber da die Rhederei einen trotzigen Löwen bestellt hat, so kann sie freilich keinen Pudel gebrauchen. Einen Löwen kann Meister Gotskalk wahrscheinlich überhaupt nicht machen. Ja, wenn es ein Pelikan oder ein Seehund wäre! Damit käme unser Isländer wohl eher zurecht!"

Gotskalk ließ den Kopf hängen und schob Schnitzmesser und Hohlmeisel bei Seite. „Sie sagen es Alle, daß es kein Löwe ist," murmelte er traurig. „Und ich muß gestehen, es kommt mir jetzt selber auch so vor. Schon zum dritten Male habe ich Holz aufgelegt; aber es will mir immer noch nicht besser gelingen!"

Es war Mittagszeit geworden. Viele Arbeiter gingen nach Hause, oder in die benachbarten Garküchen. Andere, deren Wohnungen weit von der Werft entlegen, blieben auf der Arbeitsstätte, wohin ihnen die Mittagsmahlzeit von ihren Frauen oder Kindern gebracht wurde. Zu den Letzteren gehörte auch Gotskalk Thorwaldsen.

Ein hochaufgeschossener, blondlockiger, blasser, intelligent aussehender Knabe, in ärmlicher Kleidung, trug einen dampfenden Henkeltopf herbei. Es war Bertel, des Holzschnitzers Sohn. Während der Isländer seine warme Suppe aß, betrachtete der Knabe mit sachverständigen Augen die väterliche Arbeit.

„Was soll das eigentlich werden, Vater?" fragte er.

„Junge, das kannst Du doch wohl sehen, sollte ich meinen!" brummte der Alte unwirrsch.

„Es sieht fast aus wie ein Pudel."

„Auch Du, Schlingel, sagst mir das?" schrie Vater Gotskalk grimmig aus und hätte beinahe seinem Sprößling den Henkeltopf an den Kopf geworfen, wenn sein Appetit geringer gewesen wäre als sein Zorn. „Auch Du wagst es, mein Bildwerk zu verhöhnen?"

„Verzeihe mir, Vater," stammelte der Knabe erschrocken. „Aber gewiß, es ist doch wirklich ein Pudel."

„Dummes Zeug, ein Löwe soll es ja sein!"

„Aber Vater, so sieht doch kein Löwe aus!"

„So? Woher weißt Du denn das? Hast Du vielleicht schon einmal einen Löwen gesehen?"

„Einen lebendigen nicht — aber in einem Bilderbuche, welches mir in der Schule gezeigt wurde; auch in Stein gehauen auf den Wappenschildern am königlichen Schlosse habe ich Löwen gesehen. Ich glaube, daß ich vielleicht einen richtigen Löwen schnitzen könnte."

„Na, so versuche es einmal an dem Ding da, denn es ist doch schon halb mißlungen. Nimm mein Werkzeug und sieh zu, ob Du einen Löwen herausbringst. Ich gehe einstweilen auf ein Stündchen nach Lars Andersen's Wirthshaus, um auf die Mahlzeit einen Krug Bier zu trinken, denn Deine Mutter hat es gut mit mir gemeint und die Erbsensuppe ordentlich gesalzen."

Und der würdige Meister schritt der genannten, in der Nähe gelegenen Kneipe zu.

Bertel aber machte sich eifrig an's Werk, mit Lust und Liebe, mit siegesgewisser Miene. Abwechselnd ergriff er das Schnitzmesser, Meißel verschiedener Art, Beil und Schlägel, Zirkel oder Maßstab, was er eben brauchte

Die Holzschnitzarbeit war ihm nichts Neues. Schon als kleines Kind hatte er der väterlichen täglichen Beschäftigung zugeschaut und dieselbe nachzuahmen versucht. Viele kleine zierliche Schnitzereien, Spiegel- und Bilderrahmen, Kästchen, Dosen und dergleichen mehr waren aus seinen jugendlichen Händen hervorgegangen und hatten, freilich zu sehr bescheidenen Preisen, zuweilen auch Käufer gefunden Der Vater konnte sich also unbesorgt vom Arbeitsplatze entfernen, wußte er doch, daß sein Sohn mit dem Handwerksgeräth sachkundig zu hantiren verstehe.

Mit vielem Verständniß verbesserte Bertel jetzt die väterliche Arbeit. Späne und Schnitzel flogen umher, daß es eine wahre Freude war. Und siehe da! Nach Verlauf von kaum einer Stunde war die harmlose gutmüthige Pudelphysiognomie wirklich in ein stolzes und grimmiges Löwenantlitz verwandelt.

Jetzt kehrten die Werftarbeiter vom Mittagessen zurück; auch Gotskalk Thorwaldsen kam aus dem Wirthshause zum Vorschein. Erstaunt und freudevoll betrachtete er die Arbeit des Sohnes.

„Brav, Bertel!" rief er. „Das hast Du meiner Seele gut gemacht! Bei der Mähne und den Tatzen sollst Du mir auch helfen, denn damit weiß ich nicht zu Stande zu kommen. Hoho, nun wird wohl Keiner mehr sagen, daß es ein Pudel ist!"

„Da habt Ihr Recht, Gotskalk," sagte der alte Segelmacher. „Jetzt ist es ein richtiger afrikanischer Löwe. Euer Sohn versteht etwas von der Naturgeschichte. Du kleiner Tausendsasa von Künstler, da hast Du ein Vierschillingstück! Du kannst noch einmal ein tüchtiger Holzschnitzer werden, mein Junge!"

Der lärmende Zuruf der anderen Werftarbeiter, Zimmerleute und Auftakler lockte zwei Spaziergänger zur Stelle, die eben in einiger Entfernung hatten vorbeigehen wollen.

Der Eine war der reiche Schiffsbaumeister Eskildsen, der Andere Frederik Willerup, Bildhauer der königlichen Marine, der für die Kriegsschiffe die Gallionsfiguren und andere Schnitzwerke verfertigte und dazumal in Dänemark als der erste Künstler in diesem Fache galt, ein Mann also, vor welchem der arme Gotskalk Thorwaldsen den allertiefsten Respekt hegte.

Die beiden Herren betrachteten mit aufmerksamem Interesse das Holzbildwerk und erfuhren, daß Thorwaldsen's kleiner Knabe diesen ausdrucksvollen Löwenkopf geschaffen habe.

„Das ist erstaunlich!" rief Eskildsen.

„Der Knabe hat viel Talent," sagte Willerup anerkennend. „Unter tüchtiger Leitung kann etwas Vortreffliches aus ihm werden. Er muß die akademische Zeichenschule besuchen."

„Aber das kostet Geld," brummte Gotskalk, sich verlegen hinter den Ohren kratzend. „Und daran habe ich niemals Ueberfluß gehabt."

„Ein so begabter Knabe wird schon einen Freiplatz bekommen können," versetzte Eskildsen.

„Ja so, wenn's nichts kostet, dann soll es mir ja recht sein," meinte der Isländer.

Kurze Zeit darauf erhielt Bertel wirklich durch die Fürsprache seiner Gönner einen Freiplatz in der untersten Klasse der Zeichenschule in der Akademie der bildenden Künste. Dort zeichnete er sich vor den anderen Schülern sehr aus, so daß er bald von Klasse zu Klasse emporstieg, bis zur Gyps- und Modellklasse, wo vornehmlich zwei als Lehrer angestellte treffliche Künstler ihm förderlich waren: der Bildhauer Wiedewelt und der Maler Nikolai Abildgaard.

Außerdem half er Tag für Tag dem Vater beim Schnitzen und verfertigte viele Schiffsgallionfiguren (darunter einen vorzüglichen Neptun), Spiegelrahmen und andere Sachen. Auch modellirte er einige Porträtmedaillons, die in Gyps gegossen wurden und ihm hin und wieder kleine Summen einbrachten.

Sechzehn Jahre war er alt, als er seine erste akademische Prämie, die kleine silberne Medaille, erhielt.

In der Folgezeit erhielt er noch mehrere akademische Medaillen. Mit schönstem Erfolge verfertigte er nun zierliche Basreliefs, sowie Silhouetten und kleine mit dem Silberstift auf Pergament ausgeführte Porträts, auch Möbelentwürfe und Verzierungen für Tischler, Vignetten für Buchhändler und dergleichen mehr. Dies verhalf seinem Vater zu besseren Verhältnissen, welcher jetzt auch anfing, sich mit feineren Steinmetzarbeiten zu befassen.

So vergingen einige Jahre angenehm, weil ohne Nahrungssorgen. Doch gab es wohl zuweilen Mißhelligkeiten im Hause, Streit zwischen den Eltern, weil der alte Thorwaldsen

mit der Zunahme seines Erwerbes auch mehr in dem Wirthshause zechte. Bertel dagegen hatte sich dem Genuß der Tabakspfeife ergeben und war ein leidenschaftlicher Raucher geworden. Auch offenbarte er musikalische Neigungen; er spielte Violine und blies die Flöte — jedoch mehr zum Aerger als zum Ergötzen der Nachbarn.

Im Jahre 1793 konkurrirte er um die große goldene Medaille, welche er rühmlich gewann durch ein großes Basrelief: „Petrus, der den Lahmen heilt."

Mit der Verleihung dieser Medaille war der Vortheil einer staatlichen Jahresunterstützung von hundert dänischen Reichsthalern verbunden. Dann wurde ihm die Zusage gegeben, daß er im Jahre 1795 das alsdann wieder erledigte und zur Verfügung stehende große römische Stipendium erhalten solle, nämlich auf drei Jahre die Summe von je vierhundert Thalern zu einer Studienreise nach Rom.

Damit waren jedoch seine Eltern durchaus nicht zufrieden. Vielleicht hatten sie eine Ahnung davon, daß sie ihn nie wiedersehen würden, wenn sie ihn fortreisen ließen. Seine Mutter weinte und klagte, und Vater Gotskalk verwünschte die Akademie, welche seinen Sohn außer Landes schaffen wolle, seine sicherste Stütze, die er ja gar nicht entbehren konnte. Reiste Bertel fort, so mußte der jetzt recht einträglich gewordene Geschäftsbetrieb des Alten jedenfalls über kurz oder lang zu Grunde gehen.

„Sei vernünftig, mein guter Junge, und schlage Dir die Reisegedanken aus dem Kopfe!" sagte er mahnend. „Bleibe im Vaterlande und nähre Dich redlich, das ist ein guter Spruch. Ich selbst hätte auch vielleicht besser daran gethan, auf Island zu bleiben. Du kannst Dich hier ja mit der Zeit als selbstständiger Meister etabliren. Einem so tüchtigen Zeichner, Holzschnitzer und Bildhauer wird es an einträglicher Beschäftigung nie fehlen."

„Ich bin auch selber gar nicht so reiselustig gesinnt, Vater. Die Wahrheit zu sagen, so bliebe ich lieber daheim bei Dir und der Mutter, bei meinen guten Freunden und Genossen. Aber eine innere Stimme sagt mir, wenn ich einsam bin, und Nachts im Traume: ‚Du mußt nach Rom! Gehe nach Rom!... Dorthin rufen Dich das Glück und der Ruhm!'"

„O, mein lieber Bertel!" rief die Mutter schluchzend. „Kannst Du denn nicht zu Hause bei uns auch glücklich sein?"

„Ich komme ja wieder, Mutter."

„Ach, erst nach Jahren! Das erlebe ich nicht."

„O doch! In Rom werde ich hoffentlich viel Geld verdienen und Euch Unterstützungen senden können. Auch haben meine Freunde und Gönner mir versprochen, während meiner Abwesenheit für Euch zu sorgen."

„Auf diese fremden Herren ist kein Verlaß. Sie können mir doch niemals den Sohn ersetzen. Bleibe bei mir, Bertel!"

Die inständigen Bitten der Mutter, ihr herzzerreißendes Flehen machten in der That den jungen Künstler wankend in seinem Entschlusse.

Es kostete Abildgaard, Wiedewelt und den anderen Gönnern von der Akademie viele Mühe, es wieder dahin zu bringen, daß er endlich doch das Reisestipendium annahm und sich zur Reise nach Rom anschickte.

Wegen der Kriegsunruhen sollte die Reise nicht zu Lande geschehen, sondern auf dem Seewege mit der königlichen Fregatte „Thetis", welche nach dem Mittelländischen Meere und speziell nach Tripolis bestimmt war. In La Valetta auf Malta oder einem sicilischen Hafen sollte der Passagier an's Land gesetzt werden, von wo er dann schon auf einem anderen Schiffe weiter nach Italien und Rom zu gelangen hoffte.

Am 29. August 1796 fand die Abreise statt.

Die Fahrt der „Thetis" war keine angenehme. In der Nordsee hätte ein fürchterlicher Sturm das schöne Fahrzeug beinahe zu Grunde gehen lassen. Und im Mittelländischen Meere mußten wiederum zwei schreckliche Gewitterstürme ausgehalten werden. Endlich bekam man die Insel Gozzo nordwestlich von Malta in Sicht und bald nachher den weißen Schneegipfel des Aetna.

Die Landung auf Sicilien oder Malta erwies sich vorläufig — einer langen Quarantäne halber — als lästig und unthunlich. Thorwaldsen nahm also Theil an der Fahrt nach Tripolis, erlebte noch einen furchtbaren Orkan auf dieser Fahrt, und segelte dann mit der Fregatte auf der Rückreise derselben zuerst nach Malta und demnächst nach Palermo. Von dem letzteren Hafen setzte er mit einem Küstenboote nach Neapel über.

In der heiteren Lazzaronistadt verlebte der dänische Künstler einige fröhliche Wochen. Da konnte er an zahlreichen Gestalten auf den Straßen herrliche Studien nach der Natur machen.

Dann reiste er endlich nach Rom, dem Ziele seiner Laufbahn, wo er am 8. März 1797 anlangte — ein denkwürdiger Tag für die Kunstgeschichte, den er später seinen zweiten Geburtstag nannte.

Es war leider eine ungünstige Zeit für die Kunst. Die siegreichen französischen Truppen unter Führung des Generals Bonaparte hatten den Kirchenstaat erobert und schleppten nun aus Rom eine Fülle von Kunstwerken weg für die Sammlungen in Paris. Der Apollo von Belvedere, die Gruppe des Laokoon und viele andere berühmte Antiken waren bereits in Kisten gepackt und zur Absendung bereit. Thorwaldsen sah diese bewunderungswürdigen Originale also nicht und bedauerte sehr sein Zuspätkommen.

Indessen Alles hatten die räuberischen Franzosen doch nicht fortschaffen können; es blieb noch viel des Schönen und Herrlichen im Vatikan, auf dem Kapitol und anderwärts.

Der junge Däne studirte eifrig unter der Anleitung des trefflichen Archäologen Zoëga, der sein Freund wurde.

Die Kopenhagener Kunstakademie hatte ihm bei Verleihung des Stipendiums die Verpflichtung auferlegt, er solle einige Probearbeiten in Marmor ausführen und nach seiner Heimath schicken. Zunächst verfertigte er für diesen Zweck einige Büsten berühmter dänischer Staatsmänner und einen Bacchuskopf. In der Strada Babuina hatte er sich eine kleine Werkstatt — oder „Studio", wie die Künstler sagen — eingerichtet. Es war dasselbe Lokal, welches vier Jahre früher der berühmte englische Bildhauer Flaxman benutzt hatte.

Thorwaldsen erwarb sich durch sein gutmüthiges, liebenswürdiges Wesen bald viele Freunde, nicht nur unter den Künstlern, sondern auch unter vornehmen Personen, die ihn in ihre Gesellschaften zogen; doch fühlte er sich am wohlsten unter seinen Standesgenossen und im Atelier.

Mit den Probearbeiten, welche er nach Kopenhagen sandte, hatte er leider kein Glück. An seinen Gönner Abildgaard hatte er die Sendung adressirt; dieser war aber mittlerweile mit den anderen Akademikern in arge Streitigkeiten gerathen, welche es veranlaßten, daß die Arbeiten des römischen Stipendiaten längere Zeit ignorirt wurden.

Abgesehen von dieser Unannehmlichkeit erhielt der Künstler auch sonst keine erfreulichen Nachrichten aus der Heimath. Seine arme Mutter härmte sich in Sehnsucht nach ihm ab. Bald nachher sank sie in's Grab, ohne daß ihr heißester Wunsch, den geliebten Sohn noch einmal zu sehen, in Erfüllung gegangen wäre. Vater Gotskalk vernachlässigte mürrischen Sinnes sein Geschäft mehr und mehr und ergab sich vollends dem Trunke. Als er schließlich so weit heruntergekommen war, daß er sein letztes Bett im Leihhause versetzt hatte, ließen die Kopenhagener Gönner des in Rom weilenden Künstlers — der selber zur Hilfeleistung derzeit nicht im Stande war — den alten Mann in das Versorgungshaus einer Armenstiftung bringen, wo er bis an sein Ende verblieb.

Als die drei Jahre des Stipendiums verflossen waren, wurde dasselbe noch auf ein viertes Jahr verlängert.

Thorwaldsen hatte im Verlaufe dieser vier Jahre mehrere bedeutende Arbeiten zu Stande gebracht, doch bisher keinen großen Beifall gefunden. Als er aber aus Thon das Modell der großartigen Statue „Jason mit dem goldenen Vließ" geformt hatte, rief diese geniale Schöpfung in den künstlerischen Kreisen Roms gewaltiges Aufsehen hervor und erregte die Bewunderung aller Kenner.

Doch auch diese grandiose Arbeit fand vorläufig keinen Besteller. Thorwaldsen wurde darüber sehr mißmuthig. Die trübseligen Nachrichten aus der Heimath trugen nur dazu bei, diesen Mißmuth zu verstärken. Er gelangte zu dem Entschlusse, Rom zu verlassen und nach Kopenhagen zurückzukehren. Mit dem preußischen Bildhauer Hagemann hatte er die Verabredung zur gemeinschaftlichen Rückreise getroffen. Vorher aber wollte der dänische Künstler voller Unmuth sein Modell des Jason zertrümmern.

Mit dem Hammer in der Hand näherte er sich der Statue, da plötzlich kam Hagemann ganz erhitzt herbeigelaufen und rief: „Wir müssen zwei Stunden mit der Abfahrt warten, denn ich habe meinen Paß noch nicht in der gehörigen Ordnung."

„Gut," sprach Thorwaldsen und hob den Hammer zum Zerstörungswerk.

„Du willst doch nicht das Modell zerschlagen?"

„Allerdings, sonst muß ich dafür Lagermiethe bezahlen und Du weißt ja, das Geld ist so knapp, daß es kaum zu den Reisekosten hinreicht."

„Ja, das ist leider nur zu wahr. Doch was ist das für ein Geräusch draußen? Es tappt Jemand auf dem dunklen Flur umher, der sich nicht zurechtfinden kann, wie es scheint."

Der Künstler ließ den Hammer aus der Hand sinken, öffnete die Thür und erblickte einen elegant gekleideten, ältlichen, hageren blassen Herrn mit einer kalten, geschäftsmäßigen Miene und klugen Augen.

„Bin ich hier recht bei dem Herrn Thorwaldsen?" fragte er in französischer Sprache.

„Zu dienen, mein Herr," antwortete Thorwaldsen, der während seines vierjährigen Aufenthaltes in Rom neben dem Italienischen auch das Französische einigermaßen erlernt hatte.

„Ich bin der Bankier Thomas Hope aus London. Meine Absicht ist es, meinen kurzen Aufenthalt in Rom zu benutzen, um einige Kunstwerke anzukaufen. Mein würdiger Geschäftsfreund Torlonia hat mir viel Gutes gesagt von einer Statue der Jason, welche Sie gearbeitet haben."

„Ganz recht, mein Herr. Dort steht das Modell! Ich wollte es eben zertrümmern."

„Ja, das ist eine großartige Leistung! Sie haben außerordentliches Talent, Signor Thorwaldsen. Und das Modell zu einem solchen grandiosen Werk wollten Sie zerstören? Da bin ich ja gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um dies zu hindern. Was verlangen Sie für die Ausführung der Jason-Statue in Marmor?"

Der Künstler besann sich einige Minuten. Sein Herzenswunsch sollte nun ja in Erfüllung gehen. Aus Besorgniß, zu viel zu verlangen, forderte er zu wenig.

„Sechshundert Zechinen!"

Hope lächelte.

„Das ist ja sehr billig," meinte er. „Der Marmorblock aus Carrara wird ja fast ein Drittheil dieser Summe kosten. Doch, wie dem sein möge, ich bestelle diese Statue! Fällt die Ausführung in Marmor so schön aus, wie ich es von Ihnen erwarten darf, dann zahle ich mit

Vergnügen noch zweihundert Zechinen über den bedungenen Preis. Ich werde dem Bankhause Torlonia Auftrag geben, Ihnen die Hälfte der Summe, also dreihundert Zechinen, als Anzahlung zu leisten."

„Ich danke, Herr Hope!"

„Keine Ursache, mein Herr! Einen Kontrakt zur Unterschrift will ich Ihnen noch heute senden. Ich kann hier nicht länger verweilen. Ich freue mich, einen so trefflichen Künstler persönlich kennen gelernt zu haben. Leben Sie wohl, Herr Thorwaldsen!"

Und der reiche Londoner Bankier entfernte sich ebenso steif und gravitätisch, wie er gekommen war.

„Was nun?" fragte Hagemann.

„Was nun?" rief Thorwaldsen vergnügt. „Ich reise nun natürlich nicht nach Kopenhagen, sondern bleibe in Rom und arbeite den Jason in Marmor."

„Meiner Treue, dann will ich auch lieber noch hier bleiben."

„Welch' ein Glück, daß Du Deinen Paß nicht in Ordnung hattest!"

„Ja, sonst hätte der würdige Herr Hope nur das leere Lokal und die Trümmer des Jason-Modells gefunden."

So geschah es, daß der Künstler in Rom blieb, wo er nun in dem langen Zeitraum von vierzig Jahren die herrliche Reihe von Meisterwerken schuf, welche seinen Namen für alle Zeiten unsterblich gemacht haben.

Des „nordischen Phidias" Ruhm erscholl durch alle Lande und überstrahlte bald den Ruhm Canova's. Könige bewarben sich um seine Freundschaft, und die edelsten Geister aller Völker huldigten dem großen Meister. Auszeichnungen, Würden und Orden wurden ihm in solcher Menge zu Theil, wie kaum jemals zuvor einem anderen Künstler.

Als achtundsechzigjähriger Greis kehrte der Weltberühmte nach seiner Vaterstadt Kopenhagen zurück. Seine Landsleute bereiteten ihm einen königlichen Empfang.

Er war nicht allein gekommen, seine Kunstwerke hatten ihn begleitet. Diejenigen, welche er nicht im Originale besaß, hatte er doch in Gypsabgüssen mitgebracht. Und diesen wundervollen Schatz von Kunstwerken vermachte er testamentarisch seiner Vaterstadt zur Gründung eines Museums.

Am 24. März 1844 schied der große Künstler aus diesem Leben. Er besuchte am Abend das Theater. Noch war der Vorhang nicht aufgezogen. Da raffte ein Schlaganfall jählings den gefeierten Greis hinweg. Er sank in seiner Loge zu Boden und war eine Leiche.

„Thorwaldsen ist todt!" rief der Dichter Oehlenschläger über die Logenbrüstung in's Parquet hinab.

Da hallte ein erschütternder Klageschrei des Publikums durch den Zuschauerraum. Die Frauen und Mädchen schluchzten und weinten.

Mit königlichem Gepränge fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Vierzig junge dänische Künstler trugen den Sarg, der die entseelte Hülle des geliebten Meisters barg. Nun ruht er inmitten seiner unsterblichen Kunstgebilde, in dem stillen und reichgeschmückten inneren Hofraum des Museums, welches seinen Namen trägt. Im Tode noch mit seinen Schöpfungen vereint zu sein, das war sein Wunsch, den man pietätvoll erfüllt hat.

Humoristisches.



Aus der Schule.

Lehrer: Aus was besteht der Ocean?
Knabe: Aus Wasser.
Lehrer: Richtig — und warum ist das Wasser so salzig?
Knabe: Weil so viele Heringe darin herumschwimmen!



Falsche Beschuldigung.

Frau: Mir scheint gar, Sie haben zwei Geliebte zu gleicher Zeit.
Dienstmagd: O nein; es kommt immer einer nach dem andern.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Heilige Haarkünstler. — Die Häuptlinge der Fidschi-Insulaner verwenden ungemeine Sorgfalt auf ihren Haarputz. Jeder derselben hält sich seinen besonderen Friseur, der weiter nichts zu thun hat, als den Kopf seines Häuptlings in Ordnung zu halten, dessen Bart und Haar zu salben und zu kräuseln mindestens zwei Stunden täglich in Anspruch nimmt. Dafür wird aber auch das Amt dieser Friseure für so heilig erachtet, daß man ihre Hände durch die Priester weihen läßt und ihnen alle andere Beschäftigung untersagt. Nicht einmal die Speise dürfen sie mit ihren geheiligten Händen zum eigenen Munde führen; zu diesem Zwecke wird ihnen daher eigens Jemand gehalten, der sie füttern muß. [R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:
Zu früh gefreit, hat Manchen gereut.

Räthsel-Sonett.

Wie holde Blumen Flur und Auen
Zu schönster Zierde sind geweiht,
So schmückt das Leben jederzeit,
Was Eins und Zwei Dich lassen schauen.

Auf Drei darfst Du nicht immer bauen,
Hält sie der Freund für Dich bereit,
Eh'r mögest Du mit Sicherheit,
Gewähret sie der Feind, ihr trauen.

Beständig sang von Eins und Zwei
Das Ganze lieblich hold die Drei,
Daß seiner Lieder Ruhm nicht endet.

Umleuchtet hat mit gold'nem Schein
Die letzte Stätte ihm der Wein,
Den Eins und Zwei ihm reich gespendet.

Auflösung folgt in Nr. 42. [M. Paul.]

Auflösungen von Nr. 40: des Räthsels: Ahnen; des Arithmogriphs: Schwalbe, Celebes, Halle, Wachs, Achse, Lachs, Bach, Esche.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.